



Preis 20 Heller



**1. MAI 1904**





## ❦ Maierwachen. ❦

Ich hört' ein Lied durch stille Täler klingen,  
 Als ich ein Knabe war und Rosen brach;  
 Die Töne fühlst' ich in das Herz mir dringen,  
 Doch sangen sie die schönsten Träume wach.  
 Des Liedes Worte konnt' ich nicht verstehen,  
 Doch war's, als würden Wunder mich umwehen,  
 Doch war's, als sehe ich das Paradies,  
 Aus dem der Cherub Adam einst verwies.

Im Mai, da träumte ich die liebsten Träume,  
 Wenn sich des Frühlings Zauber voll erschloß;  
 Da war's, daß sich durch unbegrenzte Räume  
 Des Kindes Dichten wunderbar ergoß.  
 Da schuf des Kindes Einfalt Märchenwelten,  
 Die tausend Sonnen feenhaft erhellten;  
 Dort blühte Pracht, dort herrschte höchstes Glück —  
 Mein Herz ward voll und leuchtend groß mein Blick.

Doch kam ein Tag — da trat zu mir das Leben,  
 Verschleucht' jeden Traum mit rauher Hand  
 Und zwang mein Sinnen und mein armes Streben  
 Aus Märchenwelten in ein dürres Land.  
 Die schönsten Rosen mußten plötzlich sterben,  
 Die reinsten Wünsche mußten jäh verderben;  
 Ich stand in einer nüchtern harten Welt,  
 Wo mühsam Schweiß und Not das Feld bestellt.

Durch meine Täler klang ein Lied der Klage,  
 Zum Himmel rief des Hungers milder Schrei.  
 In diese müden, trostentbößten Tage  
 Fiel nie ein Strahl, drang nie ein Hauch vom Mai.  
 In Schornsteinwäldern grinsten hohle Fraßen,  
 Auf Meer und Ländern lagen schwere Takten,  
 Die Luft war dick, die Seelen waren matt,  
 Als sei das Weltall eine Totenstadt.

Aus Träumen doch ward nie der Mai geboren.  
 Ohnmächt'ger Born bricht nie des Winters Macht.  
 Die Arbeit hat das große Glück erkoren,  
 Der Kampf der Arbeit zeugt die höchste Pracht.  
 Von einstgewesnen Feenreichen sinnen  
 Die großen Kinder, wenn sie Wünsche spinnen,  
 Doch in der Zukunft sieht der Arbeitsmann  
 Das Paradies, das er erschaffen kann.

Doch blieb mir etwas lebend noch im Leibe.  
 Es wühl't in mir ein namenloser Grimm,  
 Ein Troß, aufzischend bis zur Sonnenscheibe,  
 Erwuchs da wie ein dräuernd Angeltüm:  
 Wer war es, der in holden Kinderjahren  
 Mir Träume gab, das arme Herz zu narren?  
 Wie klingt der Fluch, der ihn zu Tode trifft,  
 Der alle Schönheit untermengt mit Gift?

Was soll dies Leben mit endloser Schande?  
 Wo siegt der harten Mähen Zweck und Lust? —  
 Die Bitterkeit erfülle bis zum Rande  
 Mit ihren Keimen meine wunde Brust.  
 Verklingen waren alle Jugendlieder,  
 Alltäglich kehrte nur der Ekel wieder!  
 Der Glaube an das Paradies war tot,  
 Lebendig blieb nur Ekel, Schmach und Not . . .

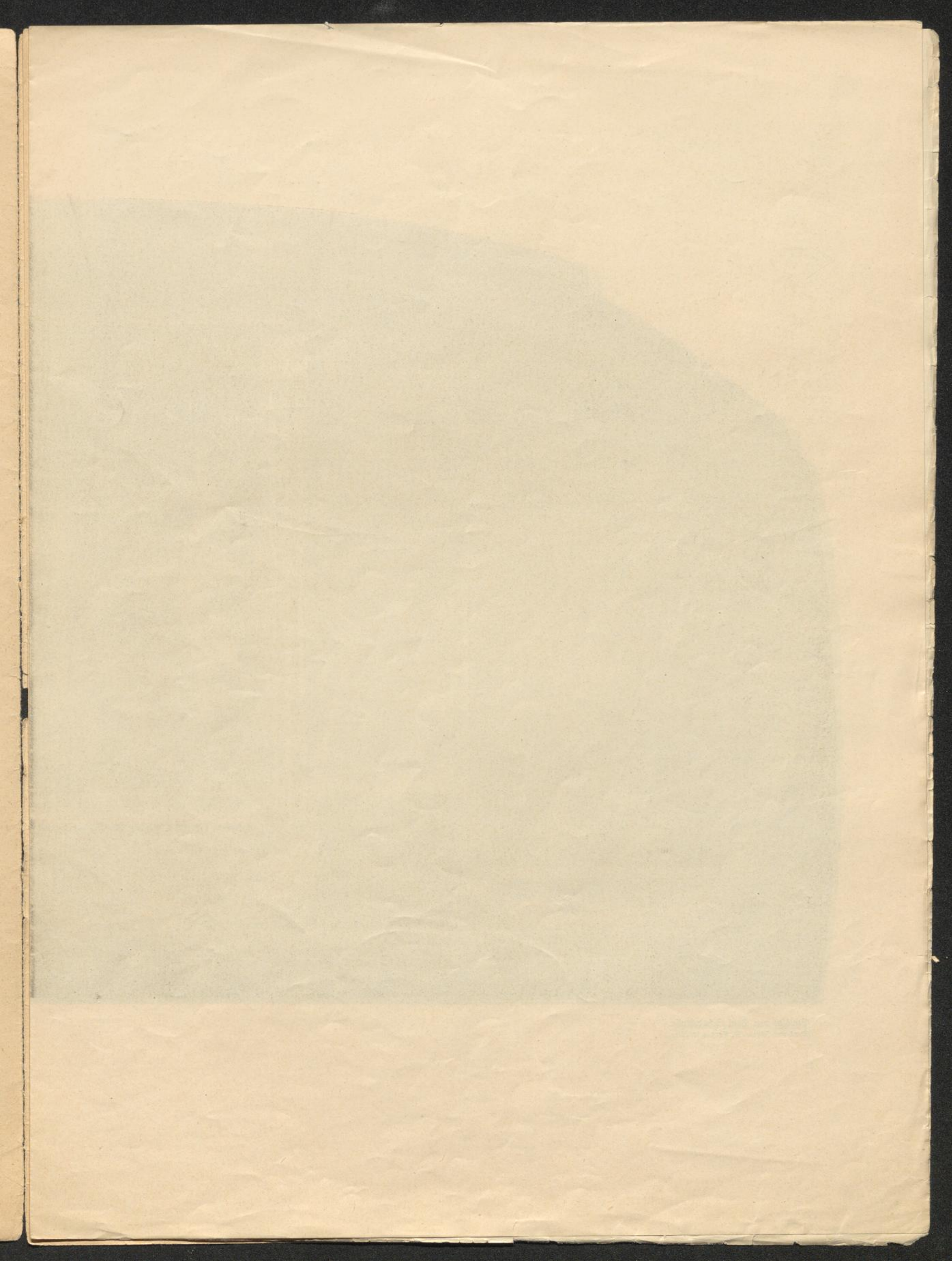
Nun wird es Mai. Und wundersam umgaukeln  
 Vergang'ne Träume mich in neuer Art.  
 Und lichterfüllte Hoffnungsbilder schaukeln  
 Wie Schmetterlinge um mich hold und zart.  
 Der starre Grimm will sich zur Wehre setzen,  
 Allein der Hohn verliert die Kraft zu äßen —  
 Es lockt und lockt der jungen Erde Pracht,  
 Ein altes Lied erklingt mit neuer Macht.

Da wird es plötzlich klar in meiner Seele;  
 Die Worte, die der Knabe nicht begriff,  
 Zieh'n jubelnd über meines Herzens Schwelle,  
 Durchdringen meinen Sinn so hoch, so tief:  
 Der Mai ist wahr! Die Blumen und die Sonne,  
 Die reine Lust, des Lenzes ganze Wonne,  
 Die helle Weltenschönheit ist kein Traum —  
 Für Glück ist auf der Erde groß der Raum.

Elbin Krizan.





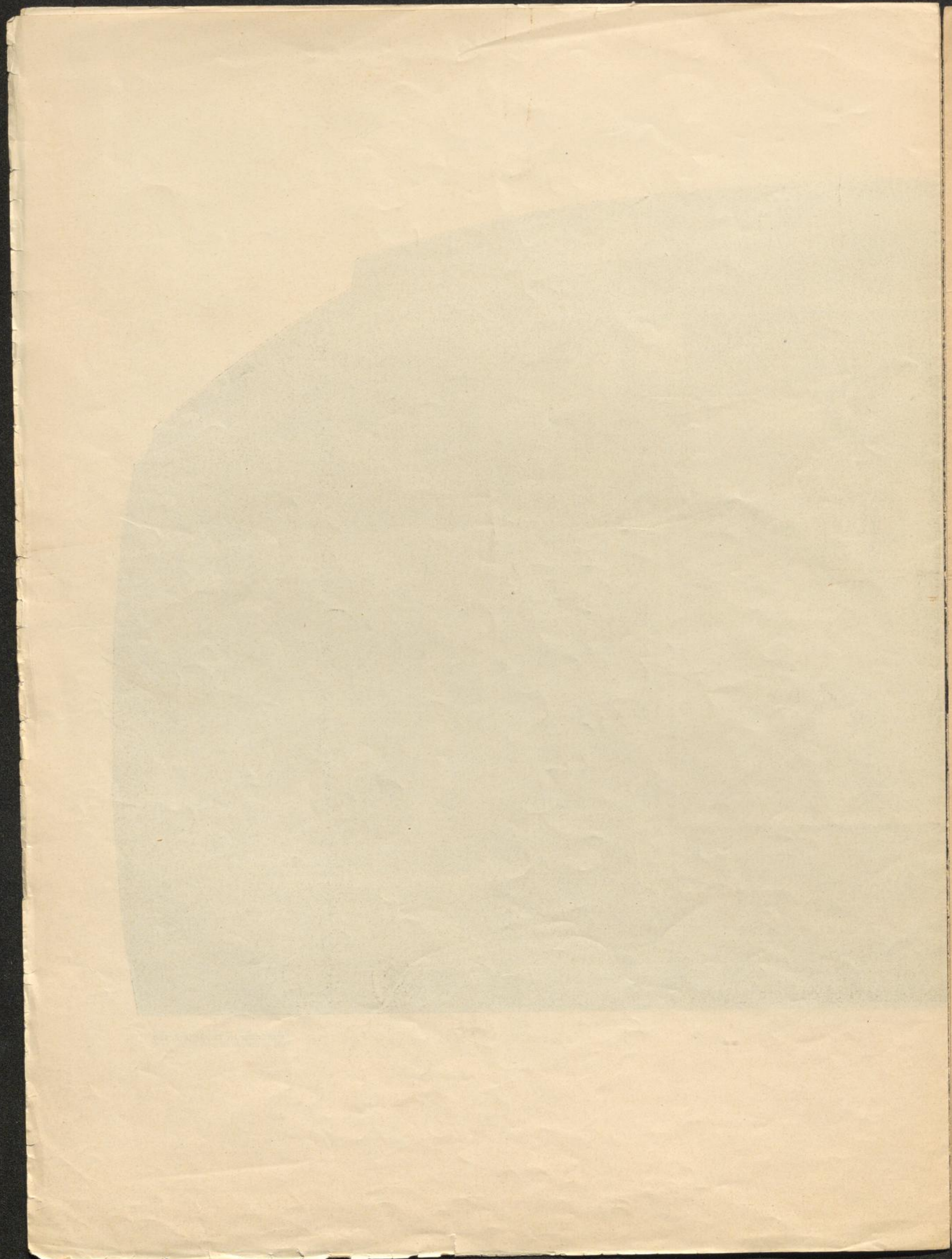






Gemälde von Paul Schab-Koffa.  
Druck von Johann N. Bernay in Wien.







## Das neue Evangelium.

Der Maientag des Proletariats ist für Millionen von Müheligen und Beladenen ein neuer Christtag; eine neue frohe Botschaft, ein neues Evangelium erfüllt an ihm die ungezählten Heerscharen der Armen und Bedrückten mit erhöhtem Bewußtsein: daß die Dinge endlich so weit gediehen seien, die Gleichheit und Brüderlichkeit, welche jenes ältere Evangelium seinen inbrünstig Empfangenden nur in Gott zusichern konnte, nun auch in machtvoller Schönheit auf Erden zu verwirklichen. Es ist der Sozialismus, dessen Ideen das Proletariat der ganzen Welt immer mehr zu einem einheitlichen, bewußten und begeisterten Zusammenschluß bringen und auf diese Weise eine an den höchsten Kulturgütern arbeitende Weltpartei erstehen lassen, die das Werk aufnehmen kann und vollenden wird, welches die Weltreligion nicht vollbrachte und — vollbringen konnte.

Davon wollen wir heute einiges reden, um inne zu werden, wie die große Bewegung des proletarischen Sozialismus in der Tat als ein neues Evangelium das alte ergänzt und erst auf seine ganze Wahrheit bringt. Dies zu erkennen, brauchen wir nur acht zu haben, sowohl worin die eigentliche unvergängliche Größe des Christentums gelegen, als auch welches seine ganz notwendige, aus den historischen Zeitverhältnissen seiner Entstehung und ersten Entwicklung hervorgegangene Schranke war und warum es nie über diese wegkommen konnte.

Was war das Neue, Große, Weltbewegende, das mit dem Christentum in die Welt getreten und sich durch die Jahrhunderte fortwirkend erweisen sollte? Die frohe Kunde, die es brachte, daß alle Menschen, ob hoch oder niedrig, reich oder arm, Herr oder Sklave, Kinder eines Vaters im Himmel seien, vor dessen Antlitz sie alle gleich wären; daß also den Menschen die Brüderlichkeit vor allem als eigentlich menschliche Gefinnung gezeime und keiner selbst gegen den Feind soweit sich zu vergessen oder über den Gläubigen sich soweit zu erheben vermessen dürfe, in ihm den Bruder zu verkennen — diese Botschaft von der Menschenwürde, von der Gleichheit und Brüderlichkeit war nicht das Neue in der Lehre des Christentums. Die Nächstenliebe lehrten schon die heiligen Bücher der Jüder; und den großen Philosophen der Griechen, Plato und Aristoteles, ebenso

wie den Juristen und Weisheitslehrern der Römer war bereits der Gedanke vertraut, daß von Natur alle Menschen gleich frei wären, und daß die Sklaverei nur durch eine, von ihnen allerdings gerechtfertigte, historische Tatsache in die Welt gekommen sei, nämlich durch die Unterwerfung solcher Völker, die, wie diese alten Philosophen meinten, nicht fähig waren, zu herrschen und daher auch nicht verdienten, ihre Freiheit zu behalten. Aber daß dieser Gedanke von der Freiheit und Gleichheit der Menschen nicht mehr eine Wahrheit blieb, welche die Philosophen bloß untereinander sich mitteilten, daß vielmehr das Wort davon sich gerade an die Ärmsten und Verachteten wendete; daß von Gleichheit und Brüderlichkeit gerade zu denen gesprochen wurde, die vollständig von diesen Gütern ausgeschlossen waren, zu den Sklaven, das war das Neue, das Revolutionäre des Christentums. Zum erstenmale geschah es, daß nicht an die Vornehmen, Reichen und Gebildeten die Rede sich wendete, um sie durch den Hinweis darauf, daß „eigentlich“ alle Menschen von Natur aus gleich wären, zu bestimmen, ihre Sklaven milde und gerecht zu behandeln, sondern daß das Wort an diese Bedrückten und Unwissenden selbst erging, um sie aus ihrer unwürdigen, entmenschten Lage aufzurichten und ihnen ihr Menschheitsbewußtsein zurückzugeben. Das macht das Christentum zu jenem unvergänglichen Kulturereignis, aus dem noch heute seine besten Wirkungen hervorgehen, daß es die Brüderlichkeit der Menschen zum erstenmale nicht als eine Gnade darstellt, welche die Armen von dem guten Willen und der Herablassung der Mächtigen zu erlangen hätten, sondern als eine Forderung dieser Armen und Bedrückten selbst, die sie im Namen Gottes, d. h. im Grunde als ihr heiliges Recht den Mächtigen gegenüber erheben konnten.

So wahr es aber ist, daß das Christentum auf diese Weise aus verzweifelten und ohne inneren Halt bloß vegetierenden Wesen Menschen gemacht hat, daß es in diesem Sinne die Sklaverei aufgehoben hat, indem es die Sklaven durch seinen Einfluß einer geistigen Freiheit teilhaftig machte, in welcher sie vielfach wirklich höher standen, als ihre sich bloß frei nennenden Herrscher, so war es doch zugleich dem Wesen gerade des Christentums, also der reinen Lehre Christi, ganz fremd, an das soziale Institut der Sklaverei selbst zu rühren, ja es auch nur mit dem leisesten Ge-

danken in seiner staatlichen und rechtlichen Geltung anzufinden oder auch nur zu kritisieren. Dies war die große Schranke des Christentums; die Welt war noch nicht so weit, daß Brüderlichkeit und Gleichheit auf Erden hätten verwirklicht werden können. Die ganze Existenz der alten Kulturwelt beruhte ja durchaus auf der Sklavenarbeit; noch waren im Schoße dieser Gesellschaft die Produktionskräfte selbst nicht so weit entwickelt oder auch nur die Produktion selbst so organisiert, daß man anders als mit dem wohlfeilsten Arbeitsmittel, der menschlichen Arbeitskraft, ihre Bedürfnisse hätte befriedigen können. So mußte aller Glaube an eine Besserung, alle Hoffnung des Christentums aus diesem Zustande der Dinge wegstreben. Sein Reich war nicht von dieser Welt: es ist das Gottesreich, in dem die Ersten hier dort die Letzten sein und der Niedrige erhöht werden wird. Die Idee des Gottesreiches war gewiß eine notwendige Konsequenz der Zustände, unter welchen das Christentum aufkam; aber in dieser Idee, in welcher die besten Kräfte der Menschen abgewendet werden von dieser Welt und all ihr Interesse, ihr ganzer Idealismus sich für den Messiasglauben des Himmelreiches gefangen genommen sah, mußte das Christentum als politisch-soziale Emanzipationsbestrebung kraftlos werden. Aus dieser ganz und gar nur dem Gottesreich und dem Seelenheil zugewendeten Stimmung ging die absolute Gleichgültigkeit hervor, mit welcher das Christentum dem Staate und seinen Institutionen gegenüberstand, dies umsomehr, als ja bis ins 2. Jahrhundert hinein alle Anhänger dieser Lehre in der täglichen Erwartung lebten, daß nach einem furchtbaren Strafgerichte das Gottesreich herrlich noch auf Erden erscheinen werde. Wieso die ersten Christen den lebendigsten Interessen des Staates, seinem Heerwesen, seiner Gerichtsbarkeit, seiner Grundbesitze, dem Privateigentum gegenüber sich durchaus passiv verhielten, und nur deshalb, nicht wegen ihrer Religion, blutigen Verfolgungen ausgesetzt waren, da sie der Staatsgewalt notwendig in solcher Gefinnung ebenso gefährlich erscheinen mußten, wie heute etwa die Anarchisten, so beurteilten sie auch das staatliche Institut der Sklaverei mit derselben Gleichgültigkeit. Es genügte dem Christentum, daß die Sklaven sich innerlich als Kinder Gottes ihren Herren gleich und dadurch frei fühlten. Als Rechtsinstitut des irdischen Staates haben aber die Apostel die Sklaverei nicht nur

## Meine erste Maifeier.

Von Ed. Rieger.

Meine erste Maifeier wird mir stets in guter Erinnerung bleiben. Dafür hat nämlich vor allem der Staatsanwalt gesorgt.

Bis wenige Wochen vor dem 1. Mai 1890 war ich ein „unschuldiger“ Sozialdemokrat, d. h. ich war bis dahin von den Gerichten in Ruhe gelassen worden. Dem Staatsanwalt in Reichenberg mochte das so unehört erscheinen, daß er beschloß, in mein Leben eine angenehme Abwechslung zu bringen. Er klagte mich an. Das Delikt — „Religionsstörung“ — sollte ich in einer großen Versammlung im Schützenhaus zu Reichenberg begangen haben. Die Richter kamen dem heißen Verlangen des Staatsanwaltes verständnisvoll entgegen und verurteilten mich zu 14 Tagen einfachen Arrests. Sie mochten geglaubt haben, für den Anfang reiche das vollständig aus. Ich war damals noch ein blutjunger Mensch und konnte mich noch „bessern“. In 14 Tagen lernte auch der Beschränkteste das Innere einer Arrestzelle hinlänglich kennen.

Ich hatte den Antritt der Strafe solange als möglich hinausgezogen, denn ich war auf das Wohlleben im Arrest nicht sonderlich gespannt. Das sollte sich an mir aber bitter rächen. Denn vier Tage vor dem ersten Mai erhielt ich die frohe Botschaft, daß ich die Strafe sofort antreten müsse, widrigenfalls ich polizeilich abgeholt werde. Das Kreisgericht von Reichenberg wollte sich von mir nicht länger zum Narren halten lassen.

Ich fluchte wie ein Landsknecht. Zur größeren Ehre der ersten Maifeier sollte gerade ich im Arrest sitzen! Nun reute es mich, daß ich die 14 Tage nicht schon längst abgebrummt hatte. Allein, was blieb übrig, als mit dem Loch verließ zu nehmen? Wollte ich nicht riskieren, vom großen Maifest im Stadtwaldchen von einem Gendarm weggeführt zu werden — was ein unliebsames Aufsehen erregt und eine Störung verursacht hätte — so mußte ich am ersten Mai im Arrest demonstrieren. Und so beschloß ich denn, schweren Herzens, mich auf das Kreisgericht zurückzuziehen.

Leicht wurde mir, wie gesagt, der Entschluß nicht. Ich bummelte nachdenklich durch die Straßen Reichen-

bergs und überlegte immer wieder. So kam ich auch zur Bahnhofstraße. Dort sesselte ein „militärisches Schauspiel“ meine Aufmerksamkeit. Zwei Bataillone — ob Infanterie oder Jäger, weiß ich nicht mehr — marschierten ein. Zur Verstärkung der Reichenberger Garnison! Die Bürger waren sehr ängstlich. Sie befürchteten Plünderung, Mord und Diebstahl, Aufruhr und Revolution.

Ich schlug den Weg zum Kreisgericht ein und stand bald vor seinem Tore. Mir war zu Mute, wie dem Sünder zu Mute sein mag, wenn er am Eingang der Hölle steht. Den ersten Mai, den allerersten Mai im Arrest — zu dumm! Blieb denn gar kein Ausweg übrig? Damals fiel mir keiner ein, heute wär ich darum allerdings nicht mehr verlegen.

Eine halbe Stunde später saß ich im Arrest, wohl und geborgen. Für meine Sicherheit war in der unsicheren Zeit gut gesorgt. Um meine Bequemlichkeit zu erhöhen und damit mich niemand in meiner Unterhaltung störe, durfte ich allein sitzen. Ich hatte nur einfachen Arrest und ich hätte mich daher selbst beköstigen können. Doch der Verwalter ließ das nicht zu. Er fürchtete, ich könnte mir an den weichgekochten Wirtschaftspfenden den Magen verderben. Darum bestand er darauf, daß mir der Vorzug eingeräumt werde, ausschließlich die harten Linsen, Erbsen und Bohnen der Arrestantenkost genießen zu dürfen.

Ich war wohl im Käfig, doch meine Gedanken weilten draußen bei der Maifeier, zu der die Vorbereitungen getrieben wurden. Wird sie gelingen oder nicht? Wie wird der Tag verlaufen? Vielleicht gar blutig? Blutig? Nein, das könnte nur sein, wenn sich die Arbeiter provozieren ließen! Und daß sie sich nicht provozieren lassen werden, davon bin ich selsenfest überzeugt. Mein „Fenster“ — ein kleines Loch in der Mauer — ging auf den Hof hinaus. Vom Himmel sah ich nur ein kleines Stückchen. Es war bewölkt. Wollte es vielleicht regnen am ersten großen Proletarier-Feiertag? Und wie werde ich erfahren, ob in den Fabriken gefeiert wird? Solche und ähnliche Fragen beschäftigten mein Gehirn.

Endlich war der Tag da. Um 5 Uhr früh hieß es aufsteh'n. Wer nicht aufstand, wurde umsonst geweckt. Verschlafen konnte ich also die Maifeier im Arrest nicht.

Bei mir bedurfte es des Aufweckens nicht. Um 6 Uhr mußten die ersten Fabrikspfeifen ertönen, falls gearbeitet werden sollte. Das Pfeifen in den Fabriken konnte ich sehr gut hören.

Ich wartete gespannt, mit klopfendem Herzen. 6 Uhr! Ich halte den Atem an und lausche. Keine Fabrikspfeife ertönt, keine einzige von den vielen! Es wird 7 Uhr — alles bleibt still, keine Pfeife mahnt zur Arbeit. 7 Uhr — die Pfeifen, die sonst an jedem Morgen in allen Tonarten lärmten, scheinen plötzlich stumm geworden zu sein.

Mir lachte das Herz in der Brust. Es war für mich kein Zweifel: draußen standen alle Räder still, die Fabriken feierten. Feierten, weil es die Arbeiter so wollten! Und das freundliche Gesicht des Himmels! Ich sah nur ein kleines Stück, aber es lachte im reinsten Blau. Und die Fülle von Licht, die sich auf die Dächer der Hofgebäude ergoß, sie sagte mir: heute ist ein prächtiger Tag!

Ich hätte am liebsten laut aufjubeln wollen. Allein im Arrest ist es nicht so wie im Konzertsaal: es ist das Singen, Schreien und Musizieren verboten.

Daß ich den herrlichen, unvergeßlichen Tag im Arrest verbringen mußte — mich nicht gemeinsam freuen durfte mit den vielen tausenden Proletariern in Stadt und Land — das beeinträchtigte meine Freude einigermaßen. Doch nicht so stark, daß es mir den Tag vergällt hätte. Ich schritt lustig in meinem Käfig auf und ab und stellte mir im Geiste vor, wie es draußen ausschauen müsse mit den feiernden Fabriken, den rauchlosen Schloten, den großen Versammlungen und festlich gekleideten Arbeitern.

Zu Mittag gab es in der Blechschüssel Bohnen. Aber keine blauen! Sie schmeckten mir ausnahmsweise gut, ich konnte nämlich aus freudiger Aufregung über die großartig gelungene Maifeier die harten Bohnen von den weichen nicht mehr unterscheiden. Mir war eben, wie dem Kanarienvogel ist, wenn man seinen Käfig an einem warmen Frühlingstage zum geöffneten Fenster stellt.

Trotzdem wünsche ich nicht, daß ich, wenn ich schon in der Zukunft wieder einmal im Arrest sitzen muß, dies just an einem ersten Mai sein soll.



ausdrücklich anerkannt — schon in den Evangelien findet sich kein Wort gegen die Sklaverei als Rechtsform — sondern sogar überdies die Sklaven ermahnt, in ihrem Stande zu bleiben und ihren Herren gehorsam zu sein. Und wie die Apostel, vornehmlich Paulus und Petrus, die eigentlichen Stifter des Christentums, die noch die Lehre vom Munde des Herrn selbst erhalten hatten, so lehrten auch die Kirchenväter, überall bestrebt, die Sklaven darauf zu verweisen, daß sie es sich genug sein ließen, „durch das Wort frei zu sein“. So Origenes und Lactantius. Der hl. Chrysostomus, einer der berühmtesten Kirchenväter, gelangt sogar dazu, die Sklaverei zu rechtfertigen, indem er sie auf den Sündenfall zurückführte. Von da aus gelangte dann die spätere Dogmatik dazu, die Sklaverei in einem gewaltigen Umfange ganz unumwunden anzuerkennen. Denn entsprang sie aus dem Sündenfall, dann war sie durch Christi Opfertod nur von jenen hinweggenommen, die nach der Lehre des hl. Chrysostomus in die „heilige Gefinnung“ eingetreten, d. h. Christen geworden waren, mochten sie auch äußerlich Sklaven geblieben sein. Alle übrigen aber, also die Heiden, waren gerechtermaßen der Sklaverei verfallen, die sie, weil noch in der Strafsünde befangen, nur als ein Ausfluß göttlichen Strafgerichtes traf. Damit lehrt das Christentum in seiner Weise auf den heidnischen Standpunkt des Altertums zurück, wonach alle Völker, die nicht dem herrschenden Kulturkreise angehörten, d. h. nicht griechisch-römischer Abstammung waren, als Barbaren — jetzt heißen sie Heiden — und deshalb als geborene Sklaven angesehen wurden. Was nicht Christ ist, gehört nach göttlichem Recht in die Sklaverei — das war ein Standpunkt, den die christlichen Sklavenhändler des Mittelalters unter Autorisation der Päpste sehr wohl auszunützen wußten.

Nicht einmal innerhalb der Christengemeinden selbst ließ das Christentum die Forderung der Befreiung von der Sklaverei zu. Es war gerade ein Blutzug der neuen Lehre, der in der römischen Arena den Löwen vorgeworfene hl. Ignatius von Antiochien, welcher es nicht nur für notwendig fand, den Sklaven einzuschärfen, daß sie wegen ihrer Gleichheit mit den Herren nicht überemüht werden sollten, sondern der sie auch ermahnte, nicht zu verlangen, daß sie auf Kosten der Christengemeinde losgekauft würden, „damit sie nicht in die Knechtschaft ihrer Begierden gerieten“.

Diese prinzipielle Stellung gegenüber der Sklaverei hat das Christentum auch dann nicht geändert, als es sich in dieser Welt abgefunden hatte und in ihr selbst eine herrschende Macht geworden war. Mit der Entstehung eines eigenen herrschenden Standes innerhalb der Kirche, des Klerus, mit dem Erwerb weltlichen Besitzes, insbesondere ausgedehnter Ländereien, mit der Anteilnahme der Kirche an der staatlichen Macht wurde die gekennzeichnete Haltung des Christentums gegenüber der Sklaverei, die ursprünglich seiner Gleichgültigkeit gegen diese als staatliches Institut entsprungen war, nunmehr ihr durch ihr Herrschafts- und Besitzinteresse diktiert. Die Kirche war selbst Sklavhalterin geworden: das Reich, das erst gar nicht von dieser Welt sein sollte, ging nun auf in dieser Welt. Wie hätte jetzt, wo die Kirche selbst an dem Fortbestand der Sklaverei interessiert war, ihr nicht diese Institution als eine völlig gerechtfertigte, von Gott durch Christus und seine Apostel selbst gebilligte erscheinen müssen. Und so ist es kein Wunder, wenn ihr größter Kirchenvater und Philosoph, der hl. Augustinus, die Worte findet, die noch heute zu lesen lehrreich sind, weil sie das Rätsel erklären, warum die Herrschenden, denen oft selbst so wenig an der Religion liegt, immer auf das Ernsteste versichern, daß die Religion dem Volke erhalten werden müsse. Es heißt dort: „Du hast das Glück gehabt, Christ zu werden und doch hast du einen Menschen zum Herrn; du bist nicht dessen Sklave, sondern der Sklave desjenigen, der dir befohlen hat, es zu sein (d. h. Gottes). Christus hat nicht Sklaven aus freien Menschen gemacht, sondern aus schlechten Sklaven gute Sklaven. Wie sehr sind die Reichen nicht Christus verpflichtet, der gute Ordnung in ihre Häuser bringt!“

Es ist hier nicht möglich, zu zeigen, wie die Kirche durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit diesem Geiste treu geblieben ist, wie die Kirche noch bis zum heutigen Tage sich nicht prinzipiell gegen die Sklaverei ausgesprochen hat, dagegen noch in neuester Zeit, während des Sklavenbefreiungskrieges in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich für die sklavenshaltenden Südstaaten eingesetzt hat, weil sie im Gegensatz zu dem protestantischen Norden dem Katholizismus angehörten. Noch bis in das 16. Jahrhundert traten die Päpste nur gegen den Sklavenhandel, soweit es Christen betraf, auf und auf ihren Galeeren halten sie noch im 18. Jahrhundert Sklaven. Wenn dies auch zumeist Sträflinge

waren, so war es doch eine bedeutende Anerkennung der Sklaverei, daß die Päpste sie auch nur als Strafe für zulässig erklärten. Alles, was sich in der Behandlung der Sklaverei durch die Kirche geändert hatte, war das Produkt der außerhalb ihrer vor sich gehenden sozialen und kulturellen Veränderung. In ihren eigenen Anschauungen und Ideen ist der Standpunkt der Kirche noch heute unverändert.

Und das ist nur begreiflich; denn abgesehen von aller äußerer Veränderung durch die von der Kirche in das Christentum hineingebrachte Dogmatik ist es ja auch heute noch in seinem Kern die alte himmlische Lehre. Es kann daher den Menschen, die auf der Erde zu Grunde gehen unter der grenzenlosesten Uebermacht seiner Bedrücker, keine irdische Befreiung bringen. Es kann sie nur dadurch befreien, daß es sie lehrt, in Ketten frei zu sein, d. h. die irdischen Leiden zu verachten. Das Christentum kann als Heilslehre keinen Stein aus dem Wege schaffen, an dem sich der fleischliche Fuß des Erdenwanderers blutig stößt; es kann ihn nur auf Setafchwirgen in einen Himmel tragen, in dem alles, was hienieden drückt, sich auflöst in die Wärme eines seligen Lebens. Das Christentum konnte mit der Sklaverei in jeder Gestalt nicht fertig werden, es war genötigt, die herrschende Gewalt in jeder Gestalt anzuerkennen, weil es, zwar eine Lehre von tiefstem ethischen Gehalte, doch das Merkmal seiner Geburtsstunde ewig an sich trägt: daß es nämlich einer Zeit der tiefsten Erniedrigung des Menschen entsprungen war. Deshalb vermochte es die Menschen nicht zu verbinden im Handeln, sondern nur im Leiden. Die Müheligen und Beladenen von heute aber, das moderne Proletariat, ist sich freudig bewußt, daß es die ganze Größe der christlichen Moral der Brüderlichkeit in sich aufgenommen und überdies seine historische Bestimmung erkannt hat, die Menschen auch ohne Ketten frei zu machen, das Reich Gottes, nach dem so viele Jahrhunderte vergeblich geseufzt hatten, endlich herbeizuführen. Denn nun eint es sich nicht mehr bloß im Leiden allein, sondern in der ihm von Lichte der Wissenschaft gewiesenen Einsicht, die all seine Kraft und sein ganzes ideales Streben zur zielbewußten Tat zusammenfaßt. Sprach schon das alte Evangelium den goldenen Satz: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, so ist das neue Evangelium, der die Herzen erfüllende und die Köpfe erleuchtende Sozialismus, überall am Werke, aus dem geeinten Willen der Millionen dieses Himmelreich durch eigene Kraft und auf Erden zu errichten. Dann erst wird die frohe Botschaft, die vor 1900 Jahren erklang, ganz erfüllt sein und alles Elend und alle Schmach der Sklaverei auch wirklich der Vergessenheit angehören. Am ersten Mai eines jeden Jahres aber stärkt sich das Proletariat zu seinem Kampfe zur lauten Verkündung des neuen Evangeliums.

Dr. Max Adler.



## Der russisch-japanische Krieg und die Weltlage.

Der Krieg kam plötzlich. Bis zum letzten Augenblicke wollte man nicht daran glauben, daß es zu diesen verhängnisvollen Auseinandersetzungen kommen werde. Aber Krieg und Revolution erscheinen immer unglaublich, bis sie da sind. Das im Schlandrian des Alltagslebens, das schüttelt und rüttelt, aber nicht aus dem Geleise kommt, abgestumpfte Empfinden vermag starke Eindrücke nicht mehr aufzunehmen und wehrt sich dagegen in einer Art Selbsterhaltungstrieb. So war es auch bis zum Ausbruch des südafrikanischen Krieges — bis zum letzten Augenblicke wollte man nicht recht daran glauben, daß es wirklich zu einem richtigen Kriege kommen werde. Solange die Tatsachen klein bleiben, beherrschen die kleinen Geister die Situation. Sie sind die Philosophen und Propheten, die Bannerträger und die Possenreißer ihrer Zeit. Ihr kurzichtiges Auge kann eine große Tatsache nicht in seinen Gesichtskreis fassen, ihnen erscheint sie deshalb als eine unübersehbare Wand, die sich vor ihnen aufbaut, und sie predigen weise, daß man nicht mit dem Kopfe Wände einrennen könne. Aber die große Tatsache wächst und drängt und rüttelt das Leben auf, treibt es aus den Fugen, erzeugt mächtige Wogen, von denen sie schließlich selbst überflutet wird.

Der Krieg zwischen Japan und Rußland ist kein Zufall, sondern das Resultat einer Entwick-

lung. Aber diejenigen, die diese Entwicklung verschuldet haben, stehen ratlos vor ihrem Ergebnisse. Sie haben immer nur das Nächstliegende und, von Erfolg zu Erfolg schreitend, kamen sie an einen Punkt, wo der nächste Schritt vorwärts die ganze sich aufeinander aufbauende Reihe von Erfolgen mit allem, was drum und dran hängt, niederzureißen droht.

Aus der unendlichen Verkettung der politischen und wirtschaftlichen Wechselwirkungen, die diesen Krieg geschaffen haben, wollen wir die Hauptfaktoren ausscheiden.

Zunächst Japan. Japan ist die kapitalistische Vormacht der ostasiatischen Mongolen. Seit einem Jahrhundert bemüht sich das Kapital mit allen Mitteln der wirtschaftlichen und politischen Gewalt, jene Länder einer dem Kapitalismus feindlichen Kultur kapitalistisch zu revolutionieren. Eine in sich gefestigte ökonomische Gesellschaftsstruktur, die dem industriellen Getriebe fremd war, eine durch Jahrhunderte stabile Staatsform, nationale Gewohnheiten, Masseneigenschaften standen dem kapitalistischen Vordringen im Wege. Aber das Kapital arbeitete mit den raffiniertesten Mitteln. Es hat dem chinesischen Volke das Laster des Opiumrauchens beigebracht, um es zur Hergabe seiner wertvollen Landesprodukte zu veranlassen und den Widerstand des Staates durch blutige Kriege gebrochen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat das europäische Kapital endgiltig festen Fuß gefaßt in China wie in Japan. Zugleich zog die Erbauung des Suezkanals eine gewaltige Steigerung des See- und Handelsverkehrs mit den ostasiatischen Ländern nach sich.

Von der Seeküste aus, wo zahlreiche Handelsplätze entstanden, dem Laufe der großen Flüsse entlang, ging die wirtschaftliche Erschließung Chinas vor sich. Bald kehrten sich die Handelsverhältnisse um. Man brauchte keinen Krieg mehr, um den Opiumhandel zu führen — statt dessen entstanden Opiumplantagen in China selbst, in deren Folge die Opiumeinfuhr von selbst nachließ. Jetzt kamen Industriewaren in immer größeren Mengen nach China. Und schließlich war man am Ende des vorigen Jahrhunderts soweit, daß der Kampf sich nicht mehr um den Handelsverkehr drehte, sondern um die Erbauung von Eisenbahnen, Telegraphen, Fabriken und — um die politische und militärische Verfassung des chinesischen Staates. Der kapitalistische Handelsverkehr führte zu seiner letzten Konsequenz — der Notwendigkeit der Errichtung eines militäristischen Industriestaates.

Währenddem China noch immer nur widerwillig, Schritt für Schritt nachgab, brach Japan resolut mit den alten Traditionen und ging seit den Sechzigerjahren zielbewußt darauf hinaus, einen kapitalistischen Industriestaat zu schaffen. Es begann mit der Aenderung der politischen Verfassung und ging schnell vom Feudalismus zum Absolutismus und vom Absolutismus zum Konstitutionalismus über — denselben politischen Entwicklungsprozeß, wie Europa, machte es, weil mit bewußtem Willen, in kurzer Frist durch. Auf der gewonnenen politischen Basis entwickelte es Handel und Industrie und schuf vor allem einen modernen Militärstaat. So kam es, daß Japan bereits zu einem Industrieland geworden war, als China erst dazu gelangte, es werden zu müssen. Daraus ergab sich eine politische und wirtschaftliche Wechselwirkung, die Japan an die Spitze des Mongolentums setzt.

Seitdem Japan ein industrielles Land geworden, schuf es sich eine Ueberbevölkerung und eine Ueberproduktion. Die kapitalistische Revolution, die es selbst durchgemacht, zwingt es, die Welt um sich zu revolutionieren. Der erste Ausbruch dieser elementaren Kräfte der kapitalistischen Produktion war für Japan der Krieg mit China. Jener Krieg kam noch mehr unerwartet, als der gegenwärtige Krieg Japans mit Rußland. Er führte Japan in die Reihen der kapitalistischen Industriestaaten ein. Die Stellung Japans auf dem



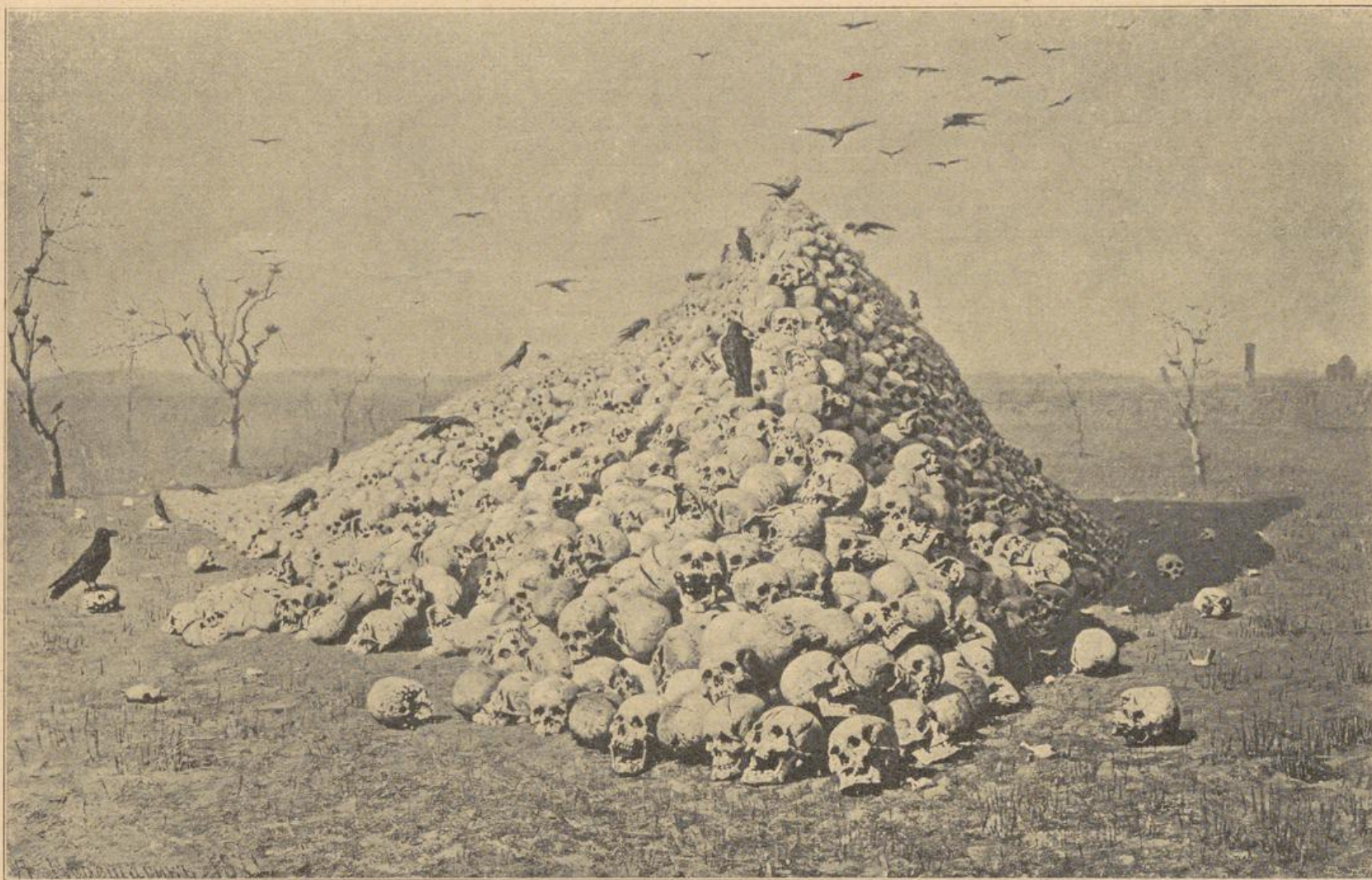
Weltmarkt und seine Stellung unter den Nationen wurde durch ihn verändert. Aber zu gleicher Zeit wurde von nun an die Chinafrage zur Existenzfrage Japans. Wie England die Produktion auf dem europäischen Festland kapitalistisch umgeformt hat, so muß Japan die Länder Ostasiens mit Fabriken, Banken, Dieben, Prostituierten, Eisenbahnen, englischer Krankheit, Panzerschiffen und zahllosen Proletariern versehen, oder denn seine eigene kapitalistische Herrlichkeit geht in Trümmer, ohne daß die vorkapitalistische Zeit wiederhergestellt werden könnte.

Dieser Entwicklungsprozeß wurde mit Gewalt vom europäischen Kapital geschaffen — sein Ergebnis wendet sich gegen das kapitalistische Europa. Ratlos und geängstigt sehen die Industriestaaten Europas der kapitalistischen Konsolidierung Ostasiens entgegen, das seine Kriegswaffen und die Waffen seiner Konkurrenz gegen seine kapitalistischen Lehrmeister lehrt. Und doch wiederholt sich hier nur der ökonomische Widerspruch der kapita-

diese Narrheit ist geschichtlich gebildet und erzeugt deshalb politische Absurditäten, die zu einem vernünftigen Faktor der menschlichen Geschichte werden. Aber das Zarenideal selbst existiert nicht mehr in seiner Reinheit, es ist abgebrockelt, zerrissen, andere Interessen sind ihm unterstellt, bewußtes Streben, unbewußtes Draufgehen, Folgen des Vergangenen, Ideen der Zukunft gehen durcheinander, und in der Wirnis der Begriffe, Handlungen, Geschehnisse finden sich schließlich diejenigen am wenigsten zurecht, die glauben, die Lenker des Ganzen zu sein. In der russischen ostasiatischen Politik sind zwei Interessengruppen zu unterscheiden, die sich gegenseitig unterstützen: die Machtentfaltung des Zarenreiches und — das Anleihebedürfnis des zarischen Staatschatzes. Das Geld der russischen Finanzen ist ebenso grenzenlos, wie die Ländergier der russischen Diplomatie. Die zarische Regierung benutzt das im Ausland gepumpte Geld, um Länder zu erbeuten, und den Länderraub, um neues Geld zu pumpen.

Englands Politik in Ostasien war seit den Sechzigerjahren konservativ. Seine Kolonien in allen Weltteilen erreichten solche Dimensionen, daß ihre Leitung vom Mutterlande aus nicht mehr möglich war. Statt die Entwicklung zu forcieren, betrieb es deshalb eine Politik des Gehenlassens. Es war eine opportunistische Taktik, die sich dem Moment anpaßte. Wie jeder Opportunismus, mußte auch dieser damit enden, daß er hinter den Ereignissen zurückblieb und die Leitung der Entwicklung verlor. Auf einmal sah sich England in seiner Stellung auf dem Weltmarkt, wie in seinen kolonialen Besitzungen durch neu entstandene Industriestaaten und Kolonialmächte bedroht.

Das englische Kapital hat die Welt revolutioniert, aber indem es die Welt kapitalistisch umgestaltete, machte es sich die ganze Welt zu Ende des vorigen Jahrhunderts zum Feinde. Und diese Feindschaft verdichtete sich immer mehr und mehr, die Erfolge der anderen Mächte brachten eine Schwächung Englands mit sich, so daß es schließlich



listischen Produktion, der schon vorher in Europa und Amerika zum Ausdruck kam und einst zum Zusammenbrüche des ganzen Systems führen muß: indem die kapitalistische Produktion die Bedingungen ihrer Entwicklung schafft, untergräbt sie die Grundlage ihrer eigenen Existenz.

Rußland wurde durch die Expansionspolitik des Zarentums in den Krieg getrieben. Rußlands Industrie ist noch zu gering, um eine koloniale Eroberungspolitik in Ostasien zu veranlassen. Die Handelsinteressen treten in der ostasiatischen Politik der zarischen Regierung in den Hintergrund. Ihr Geist ist die Machtentfaltung des Reiches. Die Welt als Domäne der Romanoffs. Eine verrückte Romantik: der ganze Erdball mit seinen Ländern und Völkern zu Füßen des Zarenthrons und das Treiben der menschlichen Weltgeschichte, Produktion, Kriege, nationale Kämpfe, Klassenkämpfe, materielle und geistige Umwälzungen dem einzigen Zweck unterordnet — dem Ruhme der Dynastie Romanoff zu dienen. Es ist eine Narrheit, aber

Rußland hat Port Arthur annektiert, weil sich ihm nach dem japanisch-chinesischen Krieg und der Verdrängung Japans durch ein gemeinsames Vorgehen der Mächte eine günstige Gelegenheit dazu darbot. Das erhöhte tatsächlich ganz eminent sein politisches Prestige und förderte seinen Kredit auf der Börse. Die Konsequenz des Besitzes von Port Arthur war die Erbauung der mandschurischen Eisenbahn, um den Hafen mit der transsibirischen Bahn zu verbinden. Die Konsequenz der Erbauung der Eisenbahn — die Annexion der Mandschurei. Weitere Konsequenzen zeichneten sich bereits deutlich ab: die Annexion Koreas, die Besitzergreifung Pekings. Die alte Geschichte moskowitischer Expansion: so war es im Westen gegenüber den Finnen, Schweden, Deutschen, Polen, im Süden gegen die Tataren und die Türkei, so im Kaukasus und in Zentralasien — das frist um sich, wie ein Brand. Die Situation spitzte sich so zu, daß Rußland unbedingt ein Halt geboten werden mußte, wenn noch die Integrität Chinas aufrechterhalten werden sollte. So kam es zum Krieg.

klar wurde, daß England auf dem Weltmarkte von den anderen Industriestaaten verdrängt werde. Die englische Kapitalistenklasse hat nicht mehr um ihre Weltherrschaft, sondern um ihre Existenz zu kämpfen. Infolgedessen entwickelt sie jetzt eine große Energie, um sich das zu sichern, was sie besitzt. Wir haben in Südafrika gesehen, daß England zu diesem Zwecke auch vor dem Kriege nicht zurückschreckte.

Das Hervortreten Japans kam England ebenso ungelogen, wie das Vordringen Rußlands. Doch ist ihm das letztere viel gefährlicher: zunächst, weil es zur Aufteilung Chinas führt, bei der Englands „Interessensphäre“ unter dem Druck der übrigen Kolonialmächte sicher auf einen relativ bescheidenen Teil zurückgeführt werden würde, vor allem aber meist eine Stärkung Rußlands. England noch auf vielen anderen Gebieten bedroht. In Zentralasien drang bekanntlich Rußland bis vor die Tore Indiens ein. Es sucht an den persischen Golf zu gelangen und bekämpft den briti-



ischen Einfluß beim Schah. Im europäischen Orient, diesem geschichtlichen Konfliktboden zwischen Rußland und England, hat sich die Spannung nach dem letzten russisch-türkischen Kriege nur noch verschärft. Die Türkei wurde hinter den Balkan zurückgeworfen und der Widerstand gegen russisches Vordringen dadurch endgiltig gebrochen. So stehen sich Rußland und England auf allen Gebieten schroff gegenüber — wird nicht das Zarentum durch den japanischen Krieg zur Einschränkung seiner aggressiven Politik gezwungen, so wird wohl eine militärische Auseinandersetzung zwischen dem Zarenreiche und Großbritannien nicht ausbleiben. Die übrigen europäischen Staaten sehen mit unverhohlenem Augstgefühl den ungeheueren Komplikationen entgegen, die aus dem Kriege entstehen können, aber auch nicht ohne geheime Schadenfreude, da jede Schwächung der kriegsführenden Parteien eine Situation schafft, die von den „Neutralen“ zu ihrem eigenen Nutz und Frommen ausgenutzt werden kann. Deutschland scheint nur die russischen Siege abwarten zu wollen, um in der Provinz Schankung das zu wiederholen, was ihm der Zar in der Mandchurie vorgemacht hat. Frankreich spitzt auf dasselbe Resultat, um vom Süden vorzudringen. Ähnliches erstreben die übrigen, in Ostasien vertretenen Seemächte. In ihrem kolonialpolitischen Interesse liegt zweifellos der Sieg Rußlands, der Ostasien zur kolonialen Beute Europas machen würde. Wird aber die Sache umgekehrt und unterliegt Rußland, so wird man sich auf andere Weise zu regalisieren suchen: vor allem in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel.

Die gewaltige Entwicklung des Weltmarktes erheischt große soziale Komplexe, die weit über das Maß der Nationalstaaten Westeuropas hinausgehen. Entsprechend dem veränderten Maße der kapitalistischen Produktion, leidet jetzt das ganze westliche Europa ebenso an Kleinstaaterei, wie Deutschland zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Dieses Gesetz der kapitalistischen Produktionsentwicklung wird aber von jedem einzelnen Staat als Konkurrenzbedrängnis seitens aller übrigen empfunden. Daraus entsteht einerseits ein schutzschlauerisches Abschließungssystem, das die wirtschaftliche Zersplitterung noch eminent steigert, andererseits ein schrankenloses Streben, sich eigene koloniale Märkte zu sichern. Das zeigt sich jetzt auch beim Wettbewerb um Ostasien und verschärft die Gefahr der Konflikte.

Indessen die westeuropäischen „Großmächte“ im politischen Wettbewerb untereinander die wirtschaftlichen Kräfte Europas verzetteln, ist auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans ein gewaltiger Industriestaat entstanden, wie ihn der moderne Weltmarkt braucht. Das sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der spanisch-amerikanische Krieg offenbarte, daß sich in Nordamerika eine wirtschaftliche Revolution vollzogen hatte. Die kapitalistische Produktionsentwicklung hat bereits auch in Nordamerika das wirtschaftliche Schwergewicht vom Ackerbau auf die Industrie verlegt. Damit entstanden und wurden dringend kapitalistische Bedürfnisse des Exports und der Kolonien. Das führte zum Kriege. Das macht aber, in weiterer Konsequenz, die Vereinigten Staaten zu einem Militärstaat und treibt zum wirtschaftlichen und politischen Wettbewerb mit Europa. Deshalb das rege Interesse, das gegenwärtig die Vereinigten Staaten an der Entwicklung der ostasiatischen Dinge nehmen.

Der russisch-japanische Krieg ist das Ergebnis der allgemeinen kapitalistischen Entwicklung und bleibt im Zusammenhang mit der gesamten kapitalistischen Welt. Er wird seine Konsequenzen in Europa und Amerika haben, er kann zu einem furchtbaren Weltkrieg führen. Diese gefährliche Situation wird noch verschärft durch den Bürgerkrieg, der in allen kapitalistischen Staaten, einschließlich Rußland, tobt.

Die erste Folge des Krieges wird denn auch der Sturz des russischen Absolutismus

sein. Das Zarentum wollte einen Militärstaat nach westeuropäischem Muster schaffen, aber ohne die politischen Vorbedingungen, die ihn erst im parlamentarischen Europa ermöglicht haben. An diesem Grunde geht es zugrunde. Es hat die moderne Waffentechnik übertragen, aber da es auf Volksschulen und die Erziehung des Volkes durch politische Freiheit verzichtet hatte, so zeigt sich sein Soldatenmaterial ebenso ungeeignet zu einer modernen Kriegführung, wie es seine Leibeigenen während des Krimkrieges waren. Die Militärleitung, die Staatsverwaltung, die Transportmittel, das Finanzsystem — alles erweist sich im Zarenreich unzulänglich gegenüber den Kriegsanforderungen, die der auf dem Boden der kapitalistischen Produktion und der parlamentarischen Staatsverfassung emporgewucherte Militarismus stellt. Indessen erhebt in Rußland eine sozialistische, revolutionäre Bewegung ihr Haupt, die mit der gesamten Erfahrung der europäischen Geschichte ausgerüstet ist.

Deshalb aber erfüllt der nahe Sturz des russischen Absolutismus die europäische Bourgeoisie mit tödlicher Angst. Sie, die einst das parlamentarische Regime als ihre politische Lebensforderung verfocht, sieht jetzt in der Aufrechterhaltung des russischen Absolutismus die Grundbedingung ihrer Existenz. Darum wird die revolutionäre Periode in Rußland zu einer Verschärfung der Reaktion im parlamentarischen Europa führen.

Es stehen große politische, vielleicht kriegerische Verwicklungen bevor, schwere Kämpfe für das Proletariat. Vielleicht ist es näher an seinem politischen Endziele, als man noch vor kurzem hätte annehmen können.

Es gibt eine Taktik, die darauf hinausgeht, geschichtliche Ereignisse herbeizuführen. Das ist die Revolutionsmacherei, die fehlschlägt, weil sie nicht mit den politischen Möglichkeiten, mit dem quantitativen Inhalt der Entwicklung rechnet.

Eine andere Taktik besagt: Geschichtliche Ereignisse können nicht gemacht werden, sie entstehen von selbst — es gibt nichts anderes als Kleinarbeit, aus der unbemerkt und unversehens sich das Schlussergebnis herauschält. Das ist der Opportunismus, der sich von der Entwicklung löst, um den Moment festzuhalten.

Der dritte Gesichtspunkt ist: Die geschichtlichen Ereignisse sind das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung. Dieser Entwicklung, die wir erkannt haben, muß unsere Taktik angepaßt werden.

Von diesem dritten Gesichtspunkte aus ergibt sich fürs nächste:

1. Das Proletariat muß mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß die Staaten dem Zarentum politische oder gar militärische Hilfe leisten.

2. Das Proletariat muß der eintretenden politischen Reaktion sich entschieden entgegenstellen, nicht aber sich ihr fügen, um auf dem Wege des Kompromisses einen neuen modus vivendi zu finden.

3. Das Proletariat muß die Bande neuer internationaler Solidarität festigen.

Geschieht das, so kann man das andere dem geschichtlichen Werdegang überlassen, der mit den neuen politischen Aufgaben auch die neue politische Taktik bestimmen wird. Parvus.



## Ein Erster Mai auf der Wanderschaft.

Von O. W. Payer.

Was ist ärgerlicher, als einen sonnigen, herrlichen Ersten Mai erleben und ihn doch nicht festlich begehen können? Das fühlten sie beide gar wohl, Schirak, der Tischler, und Schalk, der Schlosser, als sie auf der Wanderschaft brummend die Landstraße dahinzogen. Wie gebadet waren sie in der warmen, erquickenden Mittagssonne des Ersten Mai, umweht vom duftigen Lenzwind, der Brotgeruch der jungen Ackererde umwitterte sie: Aber ihre Mägen knurrten vor Hunger,

ihre Lippen klebten vor Durst, ihre Augen waren müde und das Sonnenlicht tat ihnen weh.

Ein Bauerndorf lag vor ihnen, von der Straße aus sahen sie hinein in den Anger, sahen die Hofstuppen und den ausgesteckten Buschen vor dem Wirtshaus, sahen aus den Schornsteinen den Rauch sich emporträufeln und hörten vom Kirchtürmchen die Mittagsglocke schlagen — nun hatten alle Bauersfrauen gargelocht, nun war das Gollasch oder das Bruckfleisch oder das Beschel am Herd des Gastwirts fertig — aber sie hatten beide keinen Knopf Geld — am Ersten Mai.

„Seit wann ist der Erste Mai ein Feiertag?“ fragte Schirak, der Tischler, Kleinlaut.

„Bon ewig her.“ erwiderte Schalk, der Schlosser, um den dritten Wandersgefährten zu ärgern. „Am Ersten Mai fasten, das hat schon mein Namenspatron, der heilige Ambrosius gesagt, das ist die ärgste Todsünde. Und der muß's wissen, der ist ein großer Kirchenvater.“

Der Dritte aber, namens Franz Xaver Drucker, verzog spöttlich sein Gesicht. Höhnisch, überlegen, wie es sich für einen Meistersohn schick — und wäre er auch nur ein Schneidergesell, wie unser Xaverl — versetzte er:

„Ja, Schneckel! Die heiligen Kirchenväter pfeifen auf den Ersten Mai, der eine heidnische Erfindung ist. Der hochwürdige Herr Präses von unserem Gesellenverein hat uns den ganzen Schwindel deutlich vorgefaßt. Das ist Gottesstraf, daß ihr zwei jetzt fasten müßt's. Warum hab't in der Fastenzeit nichts als Knackwürst' und Gollasch 'gessen?“

Schirak, der Tischler, fuhr wütend auf den Schneider los — denn ihn verfehte der Hunger jedesmal in leichte Zohfucht: „Fasten? Solang' einer von uns dreien Geld hat? — Das wär' ein schöner Burschenbrauch, Xaverl! Du mücht'st einkehren, Christenspeel, Schneiderspeel, und wir sollen derweil draußen am Wirtshausstor lehnen und uns die Sonn' in den Magen scheinen lassen? — Schneider, dann —“

Der Schneider erschrad und versicherte Kleinlaut, daß er ja auch kein Geld habe, das müßten sie doch. Der Tischler wollte das nicht glauben und schien nicht übel gelaunt, seine vom Politieren gebräunte und gehärtete rechte Handfläche mit des Schneiders faltiger, magerer Wange in ausgiebige Berührung zu bringen, als ihn Schalk, der Schlosser, anstieß:

„Lass' den schwarzen Bruder! Eher kriegst du von einem toten Juden ein 'Gloß sei Jesus Christus! als von dem einen roten Heller. Aber Schnallendruckel muß er für uns bei den Bauern, wir lassen ihn nicht aus den Augen.“

Der Schneider sah sich aus den Armen des Tischlers befreit, aber ernste Sorgen stiegen ihm auf: wenn die Zwei ihn wirklich nicht losließen, wie konnte er weghuschen ins Wirtshaus und sich verstopfen haben? Denn Hunger hatte er, aber auch Geld! Wenn sie aber das Geld bei ihm sähen, würden sie ihn nicht anpumpen? Und abschlagen — nein — das getraute er sich nicht! Also mußte er, wohl oder übel, hungern bis zum Abend, wo sie in die nächste Stadt kämen, obwohl er fünf und zwanzig Gulden Notpfennig in Papier und einiges Silber bei sich trug. Das war ihm höchst unwillig.

Die Dorfsglocke sendete nach dem letzten Stunden-schlage den drei Wanderern das Mittagglöuten entgegen, Franz Xaver Drucker entblähte sein Haupt und betete, was ihm alle weiteren Neben und Redereien ersparte und daher sehr erwünscht kam. Während seine Lippen einige Vaterunser murrten, dachte er fortwährend daran, wie er es anstellen sollte, einzukehren, ohne daß es die anderen merkten.

Schalk hielt indessen den wütenden Schirak einige Schritte zurück: „Goberl, du bist wirklich grob mit der Schneidersack!“

„Der Schust! Gestern und vorgestern hat er von mir 'gessen und trunken und schön Bergelt's Gott! g'sagt. Bergelt's Gott, meint der Geiztragen, damit er's selber nit vergelten braucht. Ich könnt' ihn —“ „Goberl.“ versetzte Schalk, der Schlosser. „Goberl, überlass' den schwarzen Bruder mir. Ich schwör' dir's, Bruderherz, bis heut' abends sollst du Genugtuung haben. Laß mich nur. Kommt Zeit, kommt Rat.“

Und so zogen die drei weiter, dem Dorfe zu, das sie in wenigen Minuten erreichten. Franz Xaver Drucker, Sohn des gutsituierten Schneidemeisters Johann Nepomuk Drucker, versuchte einigemal, sich zu drücken, hinten zu bleiben, unter einem Strauch zu rasten und dergleichen. Aber Schalk ließ ihn nicht los. Und so zogen sie denn, drei Mann hoch, am Gasthaus vorüber, obwohl sie der Wirt freundschaftlich grüßte. Ein finsterner Ernst, eine grübelnde Bedächtigkeit verriet sich auf dem Gesichte des



Schneiders. Aber er mußte vorüber, während Schall ihm durch berückende Phantasien über Ruchenduft und Bierwürze den Mund wässern machte. Beim ersten Bauernhaus, aus dessen Schornstein Rauch aufstieg, hielt Schall und sprach:

„So, Schneider, dahinein gehst du und forderst als guter Christ um Christi Willen für uns drei zu essen.“

Da erhob der Schneider zahllose Bedenken: Wie es gar nicht ausgemacht sei, daß die Leute was haben, daß sie wirklich Christen seien, wie wenig echte Christen es gebe — man glaube das gar nicht! — Der Tischler brauste wieder auf, seine Rechte geriet in verdächtige Schwingungen, aber Schall beruhigte ihn:

„Wenn nicht hier, so anderswo. Hab ich dir nicht gestern, Kaverl, ein Viertel Brot ausgefochten? Gestern ich dir, heute du mir!“

Aber der Schneider war teils zu stolz, zu betteln, teils zu feig dazu — hatte ihn doch einmal ein Bauernhund in die Hofe gezwickt und litt er doch lieber die ärgste Ehrverletzung, als die handgreifliche Berührung seines Körpers. Dahinein aber, zu den mürrischen, ungeschliffenen Bauern sollte er sich wagen, er, der Städter, der sich als etwas weit Besseres vorkam, anbetteln sollte er sie, er, der Wiener Bürgersohn, noch dazu, ob schon er fünf und zwanzig bare Gulden in das Westenfutter eingnäht trug! Er verwünschte die beiden Reisefameraden und verwünschte den Ersten Mai — er wurde aber gläubisch: am Ersten Mai, dachte er, haben nur die Notigen Glück, ein gutsituiertes Christenmensch aber Pech, nichts als Pech —

Indessen drängte der Schlosser bei jedem nächsten Bauernhaus und sein lieber Kaverl hielt bei jedem eine lange, eindringliche Rede, daß gerade in diesem Hause die Wahrscheinlichkeit, etwas zu bekommen, ganz gering sei. Schall belustigte sich im innersten Herzen über die feigen Ausflüchte des „schwarzen Bruders“, Schirak aber lockte bereits vor Grimm und versetzte dem Schneider ab und zu einen aufmunternden Rippenstoß, so daß der silbige Bursche in seiner Angst bald ein wahres Bild des Jammers bot.

Als sie jedoch bald am Ende des Dorfes waren, hörte auch für Schall der Spaß auf: Wollten sie den Weg nicht zurückgehen, so mußte nun in allem Ernst „gefochten“ werden.

„Für diesmal, Schirak, entwischt er uns wirklich, der Schneider. Lassen wir ihn laufen und gehen wir da hinein — das scheint ein großer Bauernhof, hier gib's was zu essen — komm' mit!“

„Ich laß ihn nicht los, Ambrosel, ich stehe bei ihm. Kasten herausen, geh' du allein — aber du bleibst mir noch schuldig, den Kerl tüchtig reinzulegen.“

„Ein andermal“, erwiderte etwas verdrossen Ambrosius Schall, „jetzt denk' ich an unsere knurrenden Mägen.“ Und er trat in den Bauernhof ein.

Sieh' da, es dauerte nicht zwei Minuten und der Schlosser kam wieder, eine dampfende große Schüssel in beiden Händen tragend. Der gefangene Schneider und sein Aufseher rissen die Augen auf, blähten die Nasenflügel, schnalzten mit den Zungen — eine ganze Schüssel voll ganzgefochter Erbsen mit geröstetem Zwiebel und Speck —

„Gaffi's nicht, kommt's. Auf der Straße da können wir nicht tafeln. Das wünscht die gute Bäuerin nicht; ich bin sehr mildherzig, sagt sie, aber die Leut halten's für Verschwendung und für einen Schaden, wenn man Bettler zügelst. Drum sollen wir uns irgendwo auf die Seiten schlagen.“

Und so bogen sie rasch um das Haus, gingen durch eine leere, offene Scheune hindurch und setzten sich dahinter nieder, geborgen von Strohhütten.

Ambrosius strahlte vor Lust, der Tischler hatte schon unterwegs mit den bloßen Händen ab und zu in die Schüssel gegriffen, den Schneider zog es nach, wie eine Speckswarte die Maus, obwohl er einigermaßen in Angst war, ob man ihn auch mitessen lassen werde. Zwar knurrte ihn der Tischler an, als er ohne Bitte und Frage den einen der drei von Schall mitgebrachten Löffeln ergriff, aber dieser selbst erklärte mit heiterem, listigen Lachen:

„Nuhig, Schirak! Heute ist der erste Mai, heute soll er sich's ohneweiters schmecken lassen. Und nun sag's andächtig: Hoch der erste Mai! Es lebe das Proletariat!“

Da wurde der Meistersohn über so viel Edelmut gerührt und ganz weichmütig stimmte er ein: Hoch der erste Mai!

Und rasch, schweigend, gierig aßen sie, bis die Schüssel leer war. —

„Nun aber müssen wir der guten Bäuerin Schüssel und Löffel zurückstellen. Das könntest du tun, Schirak.“

Der Schneider mußte nicht, obwohl ihn eine innere Stimme aufforderte, den Gang zu unternehmen und sich so erkenntlich zu bezeugen. Erst als ihm Schirak mit einem wütenden Blick die Schüssel reichte, nahm er sie samt den drei Blechlöffeln und machte sich ahnungslos auf, sie zurückzutragen.

„Danke ihnen schön, es sind recht fromme, christliche Leute!“ rief ihm Schall nach. Kaum aber war das Meistersöhnlein um die Ecke der Scheune gebogen, so rief sich der Schlosser lachend die Hände, zog den erstaunten Tischler rasch mit fort und erzählte ihm offenbar eine lustige Schurre: denn lange noch hörte man vom Ende des Dorfes aus das Lachen der beiden Bursche, die auf der Straße dem Städtchen zueilten und sich immer und immer umwandelten, ob ihnen Franz Kaverl Drucker, des ehrsamten Meisters und Wiener Bürgers Johann Nepomuk Drucker frommer Sohn, noch nicht nachkomme.

Dieser war inzwischen in die große, rauchgeschwärmte Küche des Bauernhauses getreten und hatte dort eine vierchrötige Bäuerin, einen Bauern mit zwei erwachsenen Söhnen und einen baumlangen Tagelöhner müchtig im Kreise herumstehend getroffen, die ihn schweigend, mit bösem, finstern Blick, mit offenbarem Staunen empfingen. Da hub Franz Kaverl also zu reden an:

„Vergelt's ent Gott und der Herr Jesus! Unjern besten Dank für das freiwillige Geschenk der christlichen Nächstenliebe! Es sieht geschrieben: Wer Wandernde beherbergt und Hungrige speiset —“

Weiter kam der Medner nicht — bei diesen Worten schloß sich der Kreis der fünf Umstehenden eng um ihn, zehn Fäuste packten ihn und ein gräßliches Wutgeheul, das Scheul hungernder Wölfe, erfüllte die Küche: „Wir — wir sein hungrig — Was? — Foppen a no? — Diebsbande! — Das ganze Mittagessen stehlen und no frozzeln? —“

Da hagelte es Hiebe —

Aber ein Schneider in der Not kennt kein Gebot: er biß, er kratzte, er wand sich durch, schlüpfte der Bäuerin zwischen Beinen und Nöcken durch, über den Hof, über die Gartenmauer, rasch wie ein Wiesel. So rettete er sein kostbares Schneiderleben und kam mit etwa zehn Beulen auf Gesicht und Kopf, etwa zwanzig blauen Flecken auf dem Leib, mit wehen Armen und Beinen davon. Als er endlich atemlos beim ersten Kilometerstein der Landstraße hielt, besann er sich eine Weile, stampfte dann mit dem Fuß auf die Erde und rief laut vor sich hin:

„Macht nichts — satt'geßen hab' ich mich doch — meine fünf und zwanzig Gulden hab' ich auch noch!“

Da lachten neben ihm im Straßengraben zwei Bursche laut auf, Schirak und Schall. Und der Schlosser meinte:

„Siehst du, Kaverl, jetzt hast du wieder was g'lernt: Wie man die Zech' zahlt — denn das hast du gründlich — und doch kein' Kreuzer ausgibt. Und weil du die Kunst von mir gelernt hast, weil du dabei auf die einfachste Weiße zwei Gulden erspart hast, zahlst du uns heut' abends von deinen fünf und zwanzig Gulden ein solides Festmahl auf der Herberg, und wenn's dich grad zwei, drei Spiek' kosten sollt — damit wir den Ersten Mai nach Gebühr loben.“



## Dem freien Menschentum!

Von Gustav Slezow (Graz).

Vor dem verlorenen Eden hält der Engel, und jede Rückkehr wehrt sein Flammenschwert dem Menschenpaare, das schauernd kriecht den nackten Fels entlang zur Erde nieder. Verzweiflung rüttelt hart an ihren Hirnen. Die Herzen zuden in dem Todesweh: Zu Kampf und Glend ausgestoßen und zu ewiger Qual verdammt, in Schande bloß, weil heiliges Sehnen ihre Brust erfüllte, von ihrer Zukunft und der eifersüchtig verhüllten Frage nach des Weltens Ende den Schleier wegzureißen! „Ewig bleibt fürwichtigem Menschenauge dies verborgen“, so drohnt verdammend ihnen noch das Fluchwort aus dem verlorenen Paradiese nach.

Doch wie sich hingeschmettert auf den Fels jetzt ihre Leiber winden, bäumt die Seele dem Mann in trotziger Empörung sich, und kampffroh droht er nach dem Eden hin: „Erkenntnis fordern; nein, du kannst sie uns nicht ewig vorenthalten; wir ertrogen sie kühn von dir und werden sie erkämpfen. Verziehen werden wir des Daseins Zwed, und zur Vollendung auf wird sich die Menschheit, trotz deines neidischen Fluchs, die Bahn erzwingen.“

Doch vor das Auge Ewas tritt ein Bild, das banges Weh in ihre Seele gießt. Sie sieht die Menschheit ziehn, die Kinder alle, die ihrem Leib entsprossen, sieht sie hasten und fruchtlos jagen nach dem ewig fernem, dem Glück verheißenden Gestirn des Tages. Durch ihre Tränen sieht sie Menschen stürzen, sieht sie verfolgt und

kräftlos totgehetzt; und all' die Tausende, die ihren Weg Glück heischend und Erkenntnis fordernd schritten, sie seufzen dürstend an das Kreuz geschlagen und sterbend von der Menge noch verhöhnt, die ihrer Edlen Mahnwort nicht versteht und tief im Staube vor fremden Götzen kniet.

Jetzt aber hebt der Mann die Trauernde empor, der durch die Seele bebt der ganzen hinausgewiesenen Menschheit Weh, und lenkt ihr Auge in die blaue Ferne hin. Dort steigt die Sonne überm Berggamm auf, und hier die roten Felsen strahlen hell, ein hehrer Tempel, ihre Lichtflut wieder.

„Sieh' hin!“ frohlockt er, „die Bekrenzigten, sie steigen von dem Marterpfahl, sie wandern im Siegerschritt zur freien Höhe auf!“

Aus Not und Glend, aus der Qual der Seelen erhebt geläutert und befreit sich neu der Menschengeist. Die Edlen alle schreiten hoch über Trug und Not der Erde hin, die sie besiegt. Ein neues Paradies ist ihnen aufgetan in der Natur, die sie erkennend sich erobert haben. Vervollkommt und veredelt steigt der Mensch, ein anderer Phönix, aus der Not und Qual des eignen Jrens und der Menge Spotten. Er hat das Reich des Glücks in sich gefunden, in eigner Arbeit und der eignen Kraft.

„Sieh' hin! Zu seinen Tempeln der Natur, hoch über der besiegten Erdentiefe, zieht rein und stolz das freie Menschentum.“



## Maierraub.

Das Bürgertum hat als höchsten Ausdruck menschlicher Vollenbung den Doktor Faustus geschaffen, den ewig begehrlichen, unerfülllichen Himmelsstürmer, der die ganze Welt sinnlicher Genüsse, wissenschaftlicher Erkenntnis, künstlerischer Erhebung und arbeitender Betätigung, ein trotgender Reker, in seiner Person durchlebt und vereinigt, der weder Himmel noch Teufel fürchtet, der alle Autoritäten stürzt und den seine zagende Scheu hemmt, ein ewiger Neuerer und nach Neuem Gieriger, hinter die letzten Schleier des Lebens und Denkens zu spähen. Dann aber kommt die nächtliche Stunde der ausgeglühnten Seele, der zertrümmernden Verzweiflung, des leeren Zusammenbruchs. Dieser faustige Mensch hat alle Freuden genossen, sie ließen nur verschmachtende Bitternis zurück. Er ließ sein Hirn in dem unermeßlichen Gebiete aller Wissenschaften graben, um schließlich zu entdecken, daß man nichts Rechtes wissen könne, er hat die bunten Länder der Erde durchquert, und fand immer nur dasselbe öde Einerlei des Glends, der Krankheit, der Dummheit, des Verbrechens und des Todes. So endigt der trottrige Weltjubel in müdem Weltjchmerz, der irgendwo, irgendwie seinen Ausweg und sein Abfinden, sein Glück im Winkel oder seine hämische Menschenscheln in der Sonne sucht.

Das Bürgertum des revolutionären Aufschwungs hat dieses Gipfelideal menschheitlichen Schaffens nicht erlebt, sondern nur in den Gestalten seiner Kunst, welche die Blüte und die Auslese der Gemeinschaftsarbeit einer Kulturrepocher ist, wegweisend und zielfühnend aufgestellt. Dieser helle, erdberobernde Siegeschor mit dem mühen, düsteren Schlusakkord, dieses jubelnde Spiel auf tausend klingenden Instrumenten, deren Saiten jäh auf einmal zu zerreißen scheinen, blieb Gebild der Kunst. Das Bürgertum selbst verankert in ein enges, ängstliches und boshaftes Philistertum, nur in seiner wirtschaftlichen Entfaltung, die unendlich stärker, reicher und größer ward, als die Menschen, die mehr Werkzeuge als Schöpfer dieser gewaltigen Entwicklung waren, nur in den Abenteuerfahrten des Kapitalismus hatte sich ein Etwas jenes faustischen Dranges ins Unendliche verwirklicht, freilich auch die schrille faustische Verzweiflung und Fierriessenheit, die mitten im, alle Kräfte spannenden Siegesgefühl den Zusammenbruch gebiert.

Es liegt wie die Vorahnung des schnell sich vollenden geschichtlichen Schicksals der bürgerlichen Klasse selbst in dieser dichterischen Gestaltung ihres tiefsten Weltproblems. Zudem sie den Sinn des Daseins in der überragenden Persönlichkeitsgröße des E i n z e l n e n, des Seltenen, ausgewirkt wählte, zerbrach sie die strebende Unermesslichkeit menschlicher Kulturarbeit immer wieder an der Schranke der Bewußtseinsqual des großen Einzelnen, der plötzlich, nach kühnem Ansturm, schauernd gewahrt wird, daß alles eitel und nichtig sei.

Das Proletariat, das in der sozialistischen Bewegung sich selbst erkannte, sieht auch in dem Wandel der menschlichen Kultur ein faustisches Problem, aber losgelöst aus der, selbst in der Erhöhung des Genies, erstarrten Enge, emporgetragen zu einer, die ganze Menschheit in allen ihren Gliedern umfassenden Bedeutung. Das Problem der im Kampfe zum Höchsten sich verzehrenden Menschheit wächst im Zeitalter der proletarischen Revolution zu universaler Kraft und zur schöpferischen Lösung.

Wir verzweifeln nicht mehr an der wissenschaftlichen Forchtung, die Schätze des sinnlichen Lebens scheinen uns nicht mehr schaal und die Mühsal des Kampfes niemals wertlos. Wir, die den Einzelnen in der Gesamtheit verlieren müssen, um ihn durch sie größer zurückzugewinnen, haben den unvererbaren stolzen Glauben an die unerlöschliche Fruchtbarkeit der menschlichen Kulturarbeit. Wir sehen, wie der Geist die Natur bezwingt, die Elemente in seinen Dienst schirrt, wie er die Rätzel der Welt denkend auflöst, und wir wissen, daß jede neue



Wahrheit nur der Quell neuer Geheimnisse und neuer Erkenntnisse wird. Dem Siegeszug der menschlichen Vernunft setzen wir keine Grenzen mehr und Schwierigkeiten, die sich aufstürmen, reizen nur die Lust, zu überwinden. Wir trinken begehrlieh aus dem rauchenden Wunderbrunnen der Daseinsfreuden, wir krönen das Leben mit den Kränzen, die aus ihm wachsen und die wir ihm winden. Nichts von Entfugung, nichts von Verzweiflung, nichts von Ermattung; wir schaffen und schöpfen ins Ewige. Der Faust würde uns ein Schwächling oder ein Narr erscheinen, der heute noch greint, daß die Menschheit umsonst denkt, arbeitet, genießt, und daß hinter all der lärmenden Geschäftigkeit doch eigentlich nichts steht. Wir haben nicht Köpfe und Hände genug, um die strotzenden Gaben der menschlichen Kulturarbeit zu überblicken und zu ernten.

Umso wilder aber erhebt sich das neue faustische Gigantenproblem. Es offenbart sich nicht in dem Widerspruch zwischen dem Willen und Können, der Sehnsucht und der Erfüllung des Einzelnen, sondern es beruht in dem Gegensatz der unendlichen Kulturmöglichkeit und der elenden Kulturwirklichkeit, in dem Aneinanderprallen des menschheitlichen Arbeitsertrages mit dem gesellschaftlichen Arbeitsgenuss. Der moderne Faust, der die menschliche Gesellschaft selbst ist, hämmt sich gegen das Verhängnis auf, daß das, was die Millionen der Menschen gemeinsam schaffen, diesen selben Millionen entwendet wird, daß die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit tief unterhalb derselben Kultur verschmachten muß, die doch von ihr gefügt ist. Dieser Faust empört sich nicht über den Trug der Vernunft, die Eitelkeit des Daseins, die Tücke einer dunklen Vorziehung, er lehnt sich auf wider den Wahnsinn einer sozialen Organisation, die im fruchtbarsten Paradiese künstliche Hungersnot erzeugt, welche die Sonne stiehlt und den Frühling raubt, die das Leben bedrückt und alle ausschäumende Glückseligkeit des Erdendaseins verdirbt und erstickt.

Jeder Tag bringt neue Taten der menschlichen Erkenntnis. Die Schätze der Wissenschaft breiten sich unübersehbar schier. Ein paar Auserwählte aber leben auf den Höhen der Erkenntnis, die in den Jahrtausenden rastloser Arbeit gewonnen, und auch sie nur grazen auf schmalen Feldern, im engen Kreise getrieben durch die wirtschaftliche Notwendigkeit. Für die Massen der Menschen aber haben die Denker und Forscher vergebens sich bemüht. Man will ihre Hände, nicht ihre Hirne, die eingezwängt werden in irgend einen kümmerlichen Wahn aus alter Zeit.

Der Raum ist durch die Erfindungen der Technik überwunden. Die Körper gleiten fast in der beschwingten Freiheit der Gedanken. Ein paar bevorzugte Weltwanderer kennen die Länder der Erde. Die Massen aber gehen von dieser zaubergestaltenden Erde, ohne mehr zu kennen, als ein paar Quadratmeilen. Die meisten leben und sterben auf dem gleichen Fleck, einige hundert Kilometer entfernte Stätten bleiben für sie unerreichbar, wie der Saturn. Und lösen sie sich doch von der Scholle, so doch nur, um als stumpfe Arbeitsherden, geblendet, durch das Land eilig getrieben zu werden, damit sie nur ja keine Zeit verlieren, die alte Frohn mit einer neuen zu tauschen.

Künstlergeist schafft freundliche Heimstätten und erfindsam, behaglichen und anmutigen Hausrat. Die Menschen aber wohnen in plumpen und öden Höhlen. Die Maler haben vergebens ihre Farben- und Formenträume verwirklicht, Beethovens Symphonien haben umsonst der Menschheit getönt, und wo wäre Shakespeares Genius zum Seeleninhalt der Völker geworden! Ein zerflatternder Höhenrauch ist alle Kultur. Er zieht in der Ferne hinweg über uns, und die Menschen sterben, ehe sie noch zur Menschheit geboren.

Indessen der moderne Faust, das Proletariat, bescheidet sich nicht in der zornigen Klage über diesen furchtbaren Zwiespalt, den die soziale Ordnung erzeugt hat. Er will die Kultur, die er geschaffen, auch besitzen; er will alles kennen, verstehen, genießen, was die Menschheit auf ihrem Gange sich selbst errungen hat. Nur das Leben scheint ihm lebenswert, das in der Kultur sich vollzieht.

Das Mäifest des internationalen Proletariats ist seinem innersten Gehalte nach das Überwunder des neuen Faust. In ihm bringt der Kulturhunger der Ausgestoßenen Empor und die Entschlossenheit, diesen Hunger zu sättigen. Das Proletariat fühlt am ersten Mai die Säfte der Kultur aufsteigen. Nun soll es bald blühen! Man hat ihm den jauchzenden Mai des Daseins geraubt, diesen ewigen Blütensturm der Kunst, des Gedankens, des Genießens. Die Menschheit will endlich zu leben beginnen, sie wird sich das Leben erobern!

Kurt Eisner.

## Ein Lied von der Treue.

Die Krimmitschauer Kämpfe.

Unter den 7000 Webern, Spinarn, Krempeln von Krimmitschau sind ungefähr 4000 Frauen. Viele von ihnen sind Mütter. Wenn sie nach der Arbeit des Tages — elf Stunden in unreiner, von Wollflocken durchschwärmter, von klapperndem Maschinenlärm erfüllter Werkstättenluft! — zu ihren Kleinen nach Hause kamen,

war es meistens gerade nur noch Zeit, ihre Kinder ins Bett zu legen. Manche Mutter, die da offenen Auges neben dem schlafenden Kinde saß, das abgezeherte dürftige Körperchen sah, das blaße Gesichtchen betrachtete, dem das liebevolle Streicheln der Mutterhand tagsüber fehlte, sehnste sich stürmisch danach, wenigstens eine Stunde im Tag ihrem Kinde nahe sein zu dürfen. Eines Tages setzten sich die Väter und die Mütter, die männlichen und weiblichen Weber, Spinner und Krempeler in ihrem Vereine zusammen und verfassten einen höflichen Bittbrief an die Fabrikanten von Krimmitschau, worin sie eine Verlängerung der Mittagspause um eine Stunde erbaten. Das dünkte ihnen durchaus bescheiden. War es doch eine Tatsache, daß seit 1882 die Maschinen der Textilfabriken von Tag zu Tag mehr Ware erzeugten. Wo 1882 noch ein alter Webstuhl stand, der in der Minute 45mal nach vorne und zurücksurte — jede Tour ein Faden im Gewebe — dort stand 1903 ein Stuhl, der 75, viele 85, viele 90 und 100 Touren in der Minute machte. Anno 1882 konnte man während der Arbeit einmal den Blick vom Webstuhl wegwenden, 1903 rackerte die Maschine wie irrinnig hin und zurück. Weh dem, der da nicht mit fiebernd angestregtem Blicke bei seiner Arbeit saß, ohne einen Moment lang fortzublicken. 1882 stand man von der Arbeit auf und war recht müde, 1903 ging man vom Webstuhl, vor dem man 11 Stunden lang gestanden hatte, wie ein Todmüder weg, der nur gleich ins Bett sinken wollte. . . . Solche Menschen sind aber auch Väter und Mütter. Und wenn sie sich deshalb zusammensetzten und baten, ihnen eine Arbeitsstunde zu unterlassen, so taten sie's aus Treue gegen ihre Nachkommen. Treue gegen die Kinder, die mit ihnen in Arbeit gefesselten Eltern fast nicht mehr zusammenkamen. Treue gegen die noch nicht geborenen Kinder, in deren Keim die Müdigkeit, die Arbeitsüberspannung, die Degeneration bereits feilsch. Dreimal schrieben die Arbeiter an die Fabrikanten, jedesmal höflich, bittend, hoffend. Dreimal wurden sie mit kurzem aufrichtigen „Nein“ oder mit langen, unaufrichtigen Redensarten abgewiesen. Aber den 7000 Krimmitschauer Arbeitern brannte die Treue zu ihren Kindern, die sie nicht als bleiche greisenhafte Glendärscheinungen vor sich sehen wollten, in der Seele und eines Tages legten die Arbeiter in den drei ärgsten Betrieben die Arbeit nieder. Die Krimmitschauer Fabrikanten warfen nun die 7000 Arbeiter alle miteinander auf einmal hinaus. Sie dachten wohl, in ein paar Tagen werden die 7000 einzeln, Mann für Mann, zum Kreuze kriechen.

Aber sie wußten nicht, daß in den Krimmitschauer Arbeitern ein Gefühl brannte: die Treue des Arbeiters gegen den Arbeiter! Länger als 21 Wochen hielten die Ausgesperrten aus. Hunger- und Kagenfleisch war in vielen Hütten schon ein rarer Braten geworden. Mit der Hälfte ihrer gewöhnlichen Wocheneinnahme freckelten sich die Arbeiter hoffnungsvoll durch. . . . Freilich, mit Unterstützungen von zwei Millionen Mark hatte das deutsche und das internationale Proletariat bewiesen, wie heiß in allen Arbeiterherzen die Treue zu den Kämpfern lohte. Vergebens lockten die Fabrikanten die Siebentausend, vergebens versprachen Plakate auf allen Straßenecken außergewöhnliche „Prämien“ jedem Arbeitswilligen. Nur ein paar Schwächliche fanden sich, die Taufenden hielten Stand. Nun machten sich die Fabrikanten auf die Soeken. Sie unternahmen Reisen in die Fremde, lockten unter Lügen und Vorwänden fremdländische, unwissende Arbeiter nach Krimmitschau, ungefähr 1500.

Wer in diesen schweren zwanzig Wochen durch die stillen Gassen von Krimmitschau gegangen ist, mehr fremden Gendarmen als Einheimischen begegnend, wer es mit angesehen hat, wie Tausende Krimmitschauer, da man ihnen alle Versammlungen in der Vaterstadt untersagt hatte, in schier endlosem Zuge der dreistündigen Weg über Felder und Wiesen ins „Ausland“, d. h. jenseits der sächsischen Grenzpfähle zogen, der wunderte sich über die feste Gelassenheit und Seelenruhe, mit der da hungernde, gepeinigete Menschen an ihren Todfeinden höflich-stumm vorübergingen. Zog man nachts von Gosnitz oder Schmöllern in Krimmitschau wieder ein, so gab's kein Geschrei in den Straßen, keine Fenster Scheibe ist damals beschädigt worden, keine Prüre sind gefallen. Und dabei wühlte und gährte es in den Siebentausend! Aber sie wußten, daß die Gendarmen nur darauf warteten, vom Leder zu ziehen, und sie vergaßen nicht, daß lägnerische Regierungs- und Unternehmernechte schon danach lechzten, sich über die „maßlosen Brutalitäten“ der Krimmitschauer Arbeiter zu ereifern. Stille! Das war die Kampfsparole in Krimmitschau und ob sich die Kehle zusammenschnürte vor Empörung über Lüge, Gesetzbruch und Unbill — sogar die Weihnachtsfeier ward ja den Krimmitschauern ver-

boten! — Die Siebentausend hielten Treue der Kampfsparole und so wurde der große Kampf, die 20 Wochen, in aller Stille durchgeführt.

In der letzten Jännerwoche war die Entscheidungsstunde. Mit den wenigen unfundigen Arbeitern hätten die Krimmitschauer Fabrikanten ihre Bestellungen nicht fertigstellen können. Wohl aber wären sie, da Konkurrenten schon darauf warteten, ihnen die Kundschaft dauernd zu entreißen, verlorene Leute gewesen. Krachend hätten die Krimmitschauer Textilfabrikanten zusammenbrechen müssen. Die Arbeiter warteten und als sie sahen, daß die Unternehmer in ihrem Größenwahn wirklich bereit waren, sich selbst, die Industrie von Krimmitschau samt den Arbeitern zugrundegehen zu lassen, da legten die Kämpfenden die Waffen nieder. Aus Treue zur Heimat heißt's in dem Flugblatt, womit den Arbeitern schweren Herzens zum Frieden geraten wird. Die Unternehmer, auf Geldsäcken der deutschen Industriellen momentan weich gelagert, waren bereit, den kümmerlichen Wohlstand einer ganzen Gegend gänzlich zu vernichten. Die Arbeiter erinnerten sich in Treue der alten Arbeiter, die nicht mehr frisch genug waren, sich eine neue Heimat zu suchen. Die Arbeiter, die so gern vaterlandslos gescholten werden, retteten die alte Heimat. Gewiß, auch das Verbluten, der Vernichtungskampf hätte manchem Kämpfer wohlgetan. Aber die Arbeiter hatten ja von allem Anfang an nicht „Vernichtung“, sondern „Verbesserung“ gefordert. Sie zeigten nur Treue gegen sich selbst, wenn sie jetzt den Kampf abbrachen.

Eine verlorene Schlacht. Da werden Wankelmütige leicht zu Veräthern! Die Krimmitschauer aber? Während die Unternehmer gegen die Organisation der Textilarbeiter wetteten, taten sich die Arbeiter in zwei großen, dicht besetzten, von der Polizei wegen Ueberbesuches schließlich abgesperrten Versammlungen zusammen und erneuerten aus ihren gepörrten wettetersten Herzen den Schwur der Treue zur Organisation. Von allen Arten Treue, die diese stillen schweigenden Arbeiterhelden in diesem schweren Kampfe bewiesen haben, ist diese Treue, die Treue nach der Niederlage, die edelste.

Als Sieger treu zu sein, ist leicht!

Als Kämpfer treu zu sein, ist Pflicht!

Aber als Besiegter treu zu bleiben, das ist die wahre Treue!

Vielleicht auch fühlen sich die Krimmitschauer gar nicht so sehr als Besiegte? Wer solche Beweise zäher unzerstörbarer Kraft gibt, der fordert zum Respekt heraus, auch wenn er „besiegt“ wird! Und wer so treu einem Prinzip folgt, muß siegen, weil, wo ein Wille ist, noch dazu ein solcher Heldensinn, dort muß ein Weg sein!

Wer treu ist, kann die richtige Stunde abwarten. Kommt sie aber, diese richtige Stunde, so wird die deutsche Arbeiterschaft, die Arbeiterschaft der ganzen Welt den Krimmitschauern beweisen, daß ihre Proletariats-treue überall Verständnis und Nachahmung gefunden hat.

Stefan Großmann.

## Unsere Bilder.

Den Parteigenossen, die allüberall in Österreich den Mattag des Proletariats feiern, bieten wir diesmal einen ganz besonderen ansehnlichen Bilderbericht. Das Titelbild „Der erste Mai“ von Leopold Braun spricht seinen Inhalt so klar zum Beschauber, daß wir jedes Wort der Erklärung sparen können: Der junge zukunftsfrohe Arbeiter, der den älteren, arbeitsmüden aufruft zur Feier des hoffnungstreubigen Befreiungsfestes — Anders als die modernen kampfgelasteten Menschen dachten sich die Alten das Erwachen des Tages. „Die Morgenröte“ des Guido Reni, eines Botaniker Malers aus dem 17. Jahrhundert armet die klassische Ruhe und vornehme Formenschnöke der antiken Kunst. Der Sonnengott Apollo, zugleich der Gott der schönen Künste, fährt auf seinem mit feurigen Rossen bespannten Wagen aus dem dunkeln Volkentor, umgeben von den in gleichmäßigem Reigen ihn umtanzenden Doreen (Wirtinnen der Stunden) und angeleitet von der vorausfliegenden Aurora. Die Schönheit des nackten Menschengenusses, die nur ekelhafte Mäuler, Augenverdreher und Dummköpfe ängstlich zu verhüllen beifließen sind, in deren Darstellung die echten Künstler aller Zeiten aber mit Recht schwelgen, seien hier ebensoviele wie in dem Doppelbilde des modernen Meisters Schad „Triumphe der Harmonie“. Das letztere Bild stellt die Befreiung der Menschheit von der Fessel des Dogmas und der geistigen Beschränktheit dar, die ja nur zur Kreuzigung der edelsten Menschen führt. Das Gedicht von Sclow erklärt dieses Bild zur Genüge. Das letzte Bild endlich „Apotheose des Krieges“, von dem russischen Maler Werschagin, gemalt während des russisch-türkischen Krieges, ist wohl das wirksamste malerische Denkmal, das je der Vernichtungswut des Militarismus geistet wurde. Diese aus lauter gespaltenen Schädeln zusammengesetzte Pyramide erzählt schauernd, zu welcher tierischer Worgelust der Mensch erzogen werden kann. Das ist der richtige Altar des Kriegsgottes. Aber das Proletariat erinnert sich an seinem Festtage, daß es bestimmt ist, diese Altäre niederzureißen und der Menschheit den Frieden zu geben, in dessen Schatten die großen Künstler und Denker ihre Menschheit befreiten und Menschheit erhebenden Werte schaffen werden.

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Janaz Brand, VI. Gumpendorferstraße 18.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Wilhelm Ellenbogen.

Druck von Johann A. Vernay in Wien.